

Kurzinformationen

Am 19. Juli wurde ein „Gemeinsames Wort“ der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der EKD zur konfessionsverschiedenen Ehe veröffentlicht. Der Text wurde von der Gemeinsamen Ökumenischen Kommission erarbeitet, die damit seit ihrem Bestehen insgesamt ihre vierte Erklärung vorlegte. Die Erklärung klammert kirchenrechtliche und seelsorgliche Detailfragen aus und beschränkt sich auf die *Grundfragen*, die sich für eine konfessionsverschiedene Ehe stellen. Ein konfessionsverschiedenes Paar solle sich möglichst deutlich bewußt machen, worin die Eigenart der einen wie der anderen Kirche begründet liege. Mit der Verwischung vorhandener Unterschiede sei niemandem geholfen. Der Text spricht von der *Gemeinsamkeit des Glaubens*, von der Christen in einer konfessionsverschiedenen Ehe getragen würden, hebt aber auch hervor, daß zum Christsein die konkrete Verwurzelung und Beheimatung in der Kirche gehöre. Beide Partner schuldeten einander Achtung gegenüber der kirchlichen Bindung des anderen. Dem Hinweis auf das hohe Maß an Gemeinsamkeit in Verständnis und Feier des Herrenmahls folgt die Bitte um Verständnis für die *unterschiedlichen Regelungen der Zulassung zur Eucharistie* auf evangelischer und katholischer Seite. Wer an der Kommunion in der Kirche des Partners nicht teilnehmen könne, sei von der gottesdienstlichen Gemeinschaft nicht ausgeschlossen. Die Frage, in welcher Konfession die *Kinder* erzogen werden sollen, dürfe nicht ungeklärt sein. Für die im Blick auf die Kinder nötigen Entscheidungen dürften allein „das vom Glauben gebundene Gewissen des Partners sowie das Wohl der Familie und der Kinder“ den Ausschlag geben. Christen in konfessionsverschiedener Ehe sollten sich bemühen, die ökumenische Zusammenarbeit zwischen den Kirchen im Bereich ihrer Gemeinden zu fördern. „Müssen sie bisweilen schmerzlich unter der noch bestehenden Spaltung der Christenheit leiden, so tragen sie doch dazu bei, daß neue Wege gefunden werden zu dem Ziel der Einheit in Christus.“

„Hinweise für eine richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und in der Katechese der katholischen Kirche“ – unter diesem Titel veröffentlichte die vatikanische Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum eine Erklärung. Zwanzig Jahre nach der Verabschiedung der Konzilerklärung „Nostra aetate“ über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen und zehn Jahre nach der Veröffentlichung der Richtlinien und Hinweise für die Durchführung dieser Konzilerklärung (vgl. HK, Februar 1975, 65–68) setzte die dem Einheitssekretariat zugeordnete Kommission damit ihre Bemühungen fort, das Verhältnis zwischen katholischer Kirche und Judentum zu verbessern. Die Erklärung verfolgt zwei Ziele: Zum einen weist sie auf die Dringlichkeit einer angemessenen Berücksichtigung des Judentums in der kirchlichen Verkündigung hin, und

zwar des zeitgenössischen ebenso wie des historischen. Beide Traditionen seien miteinander so verwandt, daß man unbedingt voneinander Kenntnis nehmen müsse. Es sei eine „peinliche Unkenntnis der Geschichte und der Traditionen des Judentums“ festzustellen. Den Hauptteil der Erklärung nehmen Darstellungen zu zentralen, Juden und Christen verbindenden Themen ein: die Beziehungen von Altem und Neuem Testament, die jüdischen Wurzeln des Christentums, nicht zuletzt der Jude Jesus, die Juden im Neuen Testament, die Verwandtschaft in der Liturgie sowie das Verhältnis von Judentum und Christentum in der Vergangenheit. Überraschend deutlich spricht sich die Erklärung gegen eine Reihe falscher Einschätzungen des Judentums und unangemessener Polarisierungen zwischen den beiden Religionen aus. Auch wenn in diesen Fragen manche frühere ortskirchliche Erklärung schon weitergegangen ist, so stellt das vatikanische Dokument, aufs Ganze gesehen, zweifellos einen erheblichen Fortschritt dar. Dennoch bleiben Schwachstellen: Das Judentum wirklich konsequent aus dessen Selbstverständnis heraus verstehen suchen fällt immer noch nicht leicht. Unzureichend sind – das ist auch von der jüdischen Kritik zu Recht angemerkt worden – die Behandlung des Staates Israel und vor allem der Massenvernichtung der Juden unter dem Nationalsozialismus.

Im Rahmen der *Colloques Européens des Paroisses (CEP)* trafen sich vom 1. bis 5. Juli in Tarragona (Spanien) ca. 300 Priester und Laien aus 11 europäischen Ländern, um ihre Erfahrungen auszutauschen und gemeinsam über die Weiterentwicklung ihrer Pfarrgemeinden nachzudenken. Professor *Caspar Mora*, Moraltheologe in Barcelona, und Professor *Charles Wackenheim*, Pastoraltheologe aus Straßburg, hatten diese Aufgabe übernommen. Ihre Anregungen waren neben Situationsberichten von einzelnen Pfarrgemeinden aus Belgien, Frankreich, Italien, Österreich, Portugal und Spanien für die gemeinsamen Überlegungen sehr hilfreich. An einem Abend konnten die Teilnehmer außerdem nach freier Wahl eine Pfarrei in oder in der Nähe von Tarragona kennenlernen und die dort eingeschlagenen Wege der Mitverantwortung. Die Thematik der Tagung war – beschränkt auf den europäischen (westeuropäischen) Raum – weitgehend dieselbe wie auf dem Symposium über die Ortskirchen in Brügge (vgl. ds. Heft, 380). Im Laufe der Woche kristallisierten sich vor allem vier Forderungen für die nächsten Jahre heraus: 1. Es ist notwendig, die in der Kirche seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wiederentdeckte Mitverantwortung aller Getauften klar in den Dienst der Evangelisation zu stellen. Nur unter dieser Voraussetzung kann die Vorstellung des Konzils von der „Kirche als Sakrament für die Welt“ realisiert und eine lähmende innerkirchliche Beschäftigung mit sich selbst und fruchtlosen Strukturfragen vermieden werden. 2. Priester wie Laien

müssen sich die für eine partnerschaftliche Zusammenarbeit unentbehrliche theologische und „technische“ Kompetenz erwerben. Nur wenn Priester wie Laien fähig sind, ihre Zusammenarbeit aus dem Evangelium und dem Wissen um zwischenmenschliche und organisatorische Gesetzmäßigkeiten zu gestalten, kann der Vorrang der Evangelisation verwirklicht werden. Dazu ist eine entsprechende Ausbildung und eine ständige Weiterbildung notwendig, die allen zugänglich ist und die fähig macht, Ereignisse des sozialen und kirchlichen Lebens im Lichte des Evangeliums zu deuten. 3. Die Stellung des Priesters in einer mitverantwortlichen Pfarrgemeinde muß näher bestimmt werden. Wo Priester erkennen, daß der Weg der Mitverantwortung ihnen hilft, ihre Berufung als Diener an der Gemeinschaft zu erfüllen und wo alle Christen im Priester denjenigen sehen, der kraft seiner Weihe die Heilsinitiative Gottes unter uns sichtbar macht, kann das priesterliche Selbstverständnis vertieft und die Rollenunsicherheit vieler Priester abgebaut werden. Eine generelle Klärung könnte wohl auch viele unnötige Konflikte vermeiden oder wenigstens mindern. 4. Es ist nötig, eine Ethik der Mitverantwortung zu definieren. Eine solche neudefinierte Ethik der Mitverantwortung könnte für alle Beteiligten Orientierung und Hilfe für ihr verantwortliches Handeln sein. Eine solche Orientierung könnte helfen, bei konkreten Konflikten – die in einer Zeit des Übergangs unausweichbar sind – nicht vorschnell in überkommene autoritäre Verhaltensweisen zurückzufallen oder die persönliche Verantwortung in einer Gruppe aufzugeben.

Die Abgeordnetenversammlung des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes vom 16.–18. Juni 1985 nahm einen Bericht über „Die Aufgabe der evangelischen Kirchen der Schweiz in der ökumenischen Bewegung“ entgegen. Gleichzeitig beauftragte sie den Kirchenbundsvorstand, die ökumenischen Arbeitsstrukturen zu überprüfen. Der Bericht geht von der Erkenntnis aus: „Die Entwicklung der ökumenischen Bewegung stellt neue Anforderungen an die evangelischen Kirchen der Schweiz.“ Als Voraussetzungen, damit die evangelischen Kirchen der Schweiz an der ökumenischen Bewegung wirksam teilzunehmen und in den Begegnungen mit anderen Kirchen einen sinnvollen Beitrag zu leisten vermögen, nennt der Bericht: 1. Die evangelischen Kirchen müssen in gemeinsamer Verantwortung größere Klarheit darüber gewinnen, worin ihr *besonderer Beitrag in der ökumenischen Bewegung* besteht. 2. Die Anregungen und Anstöße, die sich aus der Mitgliedschaft in den verschiedenen Organisationen und der Teilnahme an den Dialogen ergeben, müssen verarbeitet werden. 3. Weil die ökumenische Bewegung an die Basis gedrungen ist, ist es wichtig, daß die Arbeit des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes in wachsendem Maße auf die Gemeinden ausgerichtet wird. 4. Der Kirchenbund muß in die Lage versetzt werden, in der Vielfalt der Organisationen, Stellen und Bewegungen, die sich in der Schweiz mit Fragen der ökumenischen Bewe-

gung befassen, eine gewisse Koordinierungsfunktion auszuüben. Damit ruft der Kirchenbund die evangelischen Kirchen der Schweiz zu einer gemeinsamen Besinnung auf ihre Identität auf, wobei er zwei Fragen besonders hervorhebt: Was verstehen die evangelischen Kirchen unter „Einheit der Kirchen“, und was hat sich aus der Beteiligung insbesondere an den Dialogen mit anderen Kirchen für die evangelischen Kirchen bisher ergeben? „Aufgrund der *Erfahrung der römisch-katholischen Kirche* der Schweiz in der ökumenischen Bewegung und vor allem im ökumenischen (theologischen) Gespräch können diese Fragen ebenfalls als diejenigen bezeichnet werden, deren Klärung die ökumenische Bewegung in der Schweiz wesentlich erleichtern würde“ (Schweizerische Kirchenzeitung vom 27. Juni 1985). Im Anhang des Berichtes legt der Kirchenbundsvorstand überdies eine Bestandsaufnahme der Aufgaben in bezug auf die ökumenischen Partner wie in bezug auf die ökumenischen Themen vor. Zur vordringlichen Behandlung werden dabei folgende Themen vorgeschlagen: „Rechenschaft über den christlichen Glauben“, „Evangelium, Kirche und Kultur“, „Die Gemeinschaft von Frauen und Männern in der Kirche“ und „Bund für Frieden, Gerechtigkeit und die Erhaltung der Schöpfung“.

Pfingstchristen aus beinahe 80 Ländern kamen vom 2.–7. Juli 1985 in Zürich zur 14. Welt-Pfingst-Konferenz zusammen. Die 1947 erstmals in Zürich und seither alle drei Jahre durchgeführten Welt-Pfingst-Konferenzen sind kein Zusammenschluß der heute weltweit schätzungsweise 59 Millionen Mitglieder der aus einigen großen Kirchen und unzählbaren kleinen und kleinsten Gemeinden bestehenden Pfingstbewegung. Sie ermöglichen ihr aber doch einen weltweiten Austausch untereinander und eine Selbstdarstellung nach außen. In Zürich strömten an den gut besuchten Abendveranstaltungen bis 7000 Gläubige zusammen, am sonntäglichen Abendmahlsgottesdienst wurde die für die Konferenz insgesamt erwartete Teilnehmerzahl von 10 000 fast erreicht. Obwohl auf der Pfingst-Konferenz auch aktuelle Zeitfragen aus biblischer Sicht behandelt wurden, war sie keine Arbeitskonferenz. Zum einen gab es auf der Konferenz selber nichts zu erarbeiten; Arbeitstreffen waren die gleichzeitig durchgeführten Zusammenkünfte pfingstlerischer Arbeitsgruppen. Und schon vom Leitwort „Jesus Christus, die Hoffnung der Welt“ her war die Konferenz als eine Proklamation gedacht: „Die neuen Probleme brauchen die alte Botschaft: Jesus, die einzige Hoffnung“. Diese alte Botschaft wurde im Rahmen von Großveranstaltungen auf kirchliche und gesellschaftliche Fragen hin appliziert. Neben pfingstlichen Vorzugsthemen wie Heiligung, Verheißung des Heiligen Geistes und Gaben des Heiligen Geistes kamen Themen zur Sprache wie Jugend, Familienleben, Weltmission, Befreiung, Nutzung der Massenmedien. Dabei wurde aber weit mehr plakativ verkündet als argumentativ vermittelt. Zudem waren die dazu abgegebenen Stellungnahmen ausdrücklich als persönliche Stellungnahmen ge-

dacht, weil die Welt-Pfingst-Konferenzen die theologischen Entscheidungen den einzelnen Pfingstkirchen überlassen. Umrahmt wurden die Reden und Ansprachen von Elementen pfingstlicher Frömmigkeit: musikalisch von Solisten und Ensembles, von Bewegung der Teilnehmer wie Aufstehen, die Hände heben, nach vorne Treten, von der Teilnahme am gemeinsamen Beten und Singen, von freiem Gebet und Zungenrede. So wurde pfingstliche Gemeinschaft erlebbar, nicht aber Gemeinschaft über das pfingstliche Christentum hinaus, und so waren auch keine ökumenischen Gäste zu der Konferenz eingeladen. In der feierlichen Eröffnung hatte der Präsident des verantwortlichen Ausschusses erklärt, die Konferenz möchte allen Menschen zurufen: „Es gibt Hoffnung!“ In Zürich war aber außerhalb der Veranstaltungsorte dieser Ruf nicht zu hören.

Die Method-Feiern in Jugoslawien erregten nicht so viel internationale Aufmerksamkeit wie die in der Tschechoslowakei (vgl. ds. Heft, 348). Dies hing in erster Linie damit zusammen, daß der staatliche Druck auf die Kirche Jugoslawiens im Vergleich zur Lage in der ČSSR unverhältnismäßig geringer ist und die Feiern dort teils in Zusammenarbeit mit staatlichen Stellen, aber völlig in eigener Regie der Kirche stattfinden konnten. Dem entsprach auch die sehr viel größere internationale Beteiligung. An die 40 Bischöfe aus Jugoslawien und aus mehreren europäischen Ländern nahmen teil, unter ihnen der Vorsitzende des Rates Europäischer Bischofskonferenzen, Kardinal *Basil*

Hume (Westminster), der polnische Primas, Kardinal *Josef Glemp*, und der Erzbischof von Paris, Kardinal *Jean-Marie Lustiger*. Auch bei den zentralen Feiern im kroatischen Djakovo (4./5. Juli) fungierte Kardinalstaatssekretär *Agostino Casaroli* als persönlicher Legat des Papstes und zelebrierte den Hauptgottesdienst. In seiner kroatisch verlesenen Ansprache bezeichnete er die heiligen Cyrillus und Methodius als ein „Symbol der Einheit“ zwischen der Ost- und der Westkirche und als „Aufforderung“, auf deren Wiederherstellung hinzuwirken. An den Feiern in Djakovo, zu denen auch ein wissenschaftliches Symposium und eine im Dom von Djakovo veranstaltete Festakademie gehörten, nahmen auch Vertreter der orthodoxen Kirche Serbiens, Mazedoniens, Bulgariens und Griechenlands teil, so daß auch von der Präsenz der verschiedenen Kirchenvertreter her die Feiern einen in Jugoslawien nicht selbstverständlichen ökumenischen Akzent erhielten. – Die slowenischen Katholiken veranstalteten im Zisterzienserkloster Sticna (Sittich), wo zugleich die 850-Jahr-Feier des Klosters begangen wurde, am Sonntag darauf (7. Juli) eine eigene Gedächtnisfeier. In seiner Predigt feierte der Erzbischof von Laibach, *Aloizij Šuštar*, den heiligen Methodius als den großen „Brückenbauer“ zwischen Ost und West, zwischen Rom und Konstantinopel. Auf die Gegenwart bezogen, meinte Erzbischof Šuštar in seiner Predigt, es gehe darum, den „Auftrag zur Einheit in der Vielfalt in Kirche und Welt“ zu erkennen, der darin bestehe, Menschen und Völker im Sinne der Ökumene, der Wahrheit und der Liebe einander näherzubringen.

Bücher

FRANZ-JOSEF NOCKE. **Wort und Geste.** Zum Verständnis der Sakramente. Kösel Verlag, München 1985. 144 S. 24.80 DM.

Mehrere Aufsätze mögen zusammengenommen quantitativ ein Buch ergeben. Der Form wie dem Inhalt nach tun sie es jedoch vielfach nicht. Das ist bei dem vorliegenden Buch im Prinzip nicht anders. Wenn man es dennoch anzeigt, dann deshalb, weil es einen interessanten und soliden Beitrag zu einem Thema bietet, das manchen Liturgen und Seelsorger umtreibt: Einerseits stellen sie ein beängstigendes Desinteresse an kirchlich-sakramentalen Vollzügen fest, andererseits gibt es Anzeichen dafür, daß gerade sakramentale Zeichen, in einer Weise gestaltet, daß ein mechanisch-ritueller Vollzug nicht den Zugang verstellt, wieder mehr auf Verständnis und Interesse stoßen. Der Autor stellt auf einer anthropologischen Basis und in Auseinandersetzung mit der Glaubenstradition die Sakramente als Realsymbole, als zweckfreie Zeichenhandlungen, als Gesten vor. Er befaßt sich mit dem Verhältnis von Wort und Sakrament, wobei er zu dem

Ergebnis kommt, daß nur das eine durch das andere verstanden werden könne und jede Entgegensetzung vermieden werden müsse. „Sakrament ist Wirklichkeit schaffendes Wort.“ An den Beispielen Eucharistie und Buße verdeutlicht er dieses Sakramentsverständnis. Ein Grundanliegen ist, die Übergänge zwischen liturgisch-kirchlichen Vollzügen und vergleichbaren Elementen profaner Kultur deutlich zu machen. Bei der Eucharistie führt ihn dies zur Frage, ob die gemeinsame Feier des Abendmahles zwischen den getrennten Christen im Sinne eines Zeichens, das neue Realität stiftet, nicht einer Einheit in kirchlich-theologischen Detailfragen legitimerweise vorauslaufen kann. Im Fall Buße plädiert er für eine Rückbesinnung auf eine Vielzahl auch nicht-liturgischer Formen, in denen Vergebung geschieht. In einem letzten Abschnitt beschäftigt er sich mit dem Umfeld von Jugend und Kirche, in das hinein heute Sakramentenpastoral trifft. Der Auseinandersetzung mit den hier angeschnittenen Fragen dürfte eine große Bedeutung bei der Frage nach der Weitergabe des Glaubens zukommen, der hier eingeschlagene Weg es wert sein, weiterverfolgt zu werden. K. N.